

# OECUMENICA

Jahrgang 2021/22/23 Band 32



COLLEGIUM OECUMENICUM

Freundeskreis des Ökumenischen Instituts und Wohnheims  
für Studierende der Universität Heidelberg e.V.

## Was trägt uns? – Christsein heute

Günter Röhser

Das Folgende ist ein Gemeindevortrag, den ich bei den Rhöndorfer Ökumenischen Gesprächen 2023 in Bad Honnef-Rhöndorf gehalten habe; die Vortragsform ist beibehalten. Die Aufgabe war, in möglichst einfacher und verständlicher, aber doch fachlich verantworteter Form die gestellte Themafrage zu beantworten.

Wichtige Anregungen habe ich durch ein unveröffentlichtes Manuskript von Bischof em. Dr. Hartmut Löwe (Überall Krisen – auch in der Kirche?, 2012) sowie durch die folgenden beiden Aufsätze erhalten:

Uwe Habenicht, Von minimalistisch bis Outdoor – Alles muss durchs Nadelöhr der Autonomie, Deutsches Pfarrerblatt 6/2018, 342-345  
Christian Grethlein, Christsein als Lebensform – grundsätzliche Überlegungen, Zeitschrift für Theologie und Kirche 119 (2022), 414-426

Ich könnte es mir einfach machen und auf die gestellte Themafrage einfach antworten, was mich (hoffentlich) trägt: mein Glaube an den dreieinigen Gott, das Bekennen unserer Kirche und die gemeinsame Feier meines Glaubens mit anderen Christinnen und Christen (im Gottesdienst, im Abendmahl, bei Gemeindefesten etc.). Aber damit wäre dem Anliegen, miteinander ins Gespräch zu kommen über diese Frage, vermutlich noch nicht ausreichend gedient.

Immerhin können Sie dieser traditionellen und wohl eher erwartbaren Auskunft einen wichtigen Aspekt Ihrer Fragestellung entnehmen: Neben einer sachlich-inhaltlichen Dimension enthält sie auch (und in erster Linie!) eine persönliche und eine gemeinschaftliche Dimension. Anders gesagt: Hinter der Frage „Was trägt uns?“ muss die Frage stehen „Wer trägt uns?“ Denn ein Sachverhalt bzw. dessen bloße Behauptung kann keine tragende Wirkung entfalten – oder sagen wir besser: keine lebensbestimmende Wirkung.

Ich möchte Ihnen deshalb zwei Begriffe vorschlagen, anhand derer ich „Christsein heute“ entfalten möchte: „Verbindlichkeit“ und „Lebensform“ (Letzterer ist ganz aktuell von dem Münsteraner evangelischen Praktischen Theologen Christian Grethlein im Gespräch gebracht worden).

Zunächst zur „Verbindlichkeit“:

Die inhaltliche Dimension bleibt natürlich wichtig. Erkennbares Christsein ist nicht möglich ohne die Anerkennung und Zustimmung zu bestimmten Vorstellungen, Erzählungen und Glaubensaussagen von Gott, wie sie uns in der Geschichte des Gottesvolkes Israel überliefert, durch die Geschichte Jesu Christi in einer bestimmten Weise zugespielt und profiliert worden und in der Bibel bezeugt sind. Hier liegt nun auch die einzige Stelle am heutigen Abend, an der ich evangelisches Profil erkennen lassen muss (ansonsten versuche ich „ökumenisch“ zu reden): Was genau verbindlich ist und wie genau es artikuliert werden muss, wird in der evangelischen Kirche nicht vom kirchlichen Lehramt endgültig definiert und entschieden und einheitlich festgelegt, sondern

von diesem lediglich zum Ausdruck gebracht. Entschieden und festgelegt wird es durch den Konsens und das Gespräch der Gläubigen auf der Basis des biblischen Zeugnisses. Das heißt, die Vielfalt der Möglichkeiten des Ausdrucks, der Interpretation und des Experimentierens und die Möglichkeiten der Fortschreibung und der Veränderung kirchlicher Lehre und von (individuellen) Glaubensinhalten sind von vornherein größer und weiter. Anders ausgedrückt: Die dogmatische und ethische Flexibilität und die daraus resultierenden Unterschiede unter den Evangelischen sind legitimierweise größer. Dass das nicht nur Vorteile hat, darüber wäre (ökumenisch) zu reden. Aber das ist heute nicht das Thema.

Neben der inhaltlichen sind die persönliche und die gemeinschaftliche Dimension für die lebensbestimmende Kraft von Christsein viel entscheidender. Denken wir an die Erzählung von den Emmausjüngern (Lk 24,13-35): Nicht die Schrifttauslegung durch Jesus, sondern die Tischgemeinschaft mit ihm als dem Auferstandenen bringt den entscheidenden Durchbruch! Nur was bzw. wer mit mir verbunden ist und mit wem ich verbunden bin, kann mich tragen und bestimmen. Es bedarf also einer verbindlichen Gottesbeziehung und einer verbindlichen Gemeinschaftsbeziehung (der Bindestrich soll den Doppelsinn des Wortes andeuten, weswegen es mir als Bezeichnung des Gemeinten besonders geeignet erscheint).

Fangen wir mit der Gottesbeziehung an:

Meine (und nicht nur meine) These lautet: Wir haben es heute weniger mit einer Kirchenkrise als mit einer Glaubens- und Gotteskrise zu tun. „Die modernen Lebensverhältnisse haben Gott aus dem Alltag verdrängt, ihn gleichsam unsichtbar gemacht. Nur neue Erfahrungen der uns Menschen auszeichnenden Transzendenz, Vergegenwärtigungen Gottes – auch im Modus der Klage über seine Abwesenheit – vermögen die Kirchen-, Glaubens- und Gotteskrise zu wenden“ (H. Löwe).

Bei Johann Baptist Metz, jenem katholischen Theologen, der 1993 das Stichwort „Gotteskrise“ in die Debatte geworfen hat, ist Auschwitz der Ausdruck jener Krise, die Apathie der Kirche für die Leidenden und ihre Kollaboration mit den Mächtigen die gesichtliche Ursache.

Das gilt zwar immer noch, aber es kommt hinzu der Transzendenzverlust aufgrund moderner Natur- und Lebenswissenschaft sowie technischer Revolutionen – ein Verlust, dessen Ausmaß viele in den Kirchen überhaupt noch nicht wahrgenommen zu haben scheinen und der in den üblichen Reformdebatten meistens gar nicht thematisiert wird. Stichwort ist das „anthropomorphe Gottesbild“ der Bibel und der Tradition. Angesichts der unfassbaren Größe des Universums und der heutigen wissenschaftlichen Erkenntnisse über die Welt im Kleinen wie im Großen gilt es sich viel deutlicher den Bildcharakter der biblischen Gottesvorstellungen bewusst zu machen (die gleichwohl unverzichtbar und unaufgabbar sind!). Gott bleibt trotz und in seiner Offenbarung ein letztlich unfassbares Geheimnis, das man auch in mystischer Versenkung und ohne klare Gottesvorstellungen, vielmehr mit nicht-personalen Zügen im Gottesbild anbeten kann. Als Christinnen und Christen sehen wir uns aber primär an das gewiesen, was in der Geschichte des Gottesvolkes, in der Geschichte Jesu Christi

und im Leben der Kirche von Gott erfahrbar geworden (und nicht durch Spekulation gewonnen) ist. Durch die Menschwerdung Gottes in Jesus Christus (als dem „Bild Gottes“; Kol 1,15) haben wir dazu einen einzigartigen Zugang gewonnen.

Eine zweite Schwierigkeit für Christsein in der Moderne kommt hinzu: Heutiges Christsein verträgt sich nicht mehr mit Belehrung und dogmatischen Setzungen. Es geht um das, was man „autonome Spiritualität“ genannt hat (U. Habenicht, im Anschluss an Matthias Kroeger). Alle Religion, alle Glaubensaussagen, alle Gottesvorstellungen müssen durch das Nadelöhr der Autonomie. Das moderne aufgeklärte Subjekt kann nichts annehmen, was es nicht selbst geprüft, erfahren und für plausibel befunden hat. Jedenfalls ist das in unseren westlichen Gesellschaften so, und dahinter wollen und sollen wir auch gar nicht zurück. Hinter die Aufklärung gibt es kein Zurück. Aber es ist deutlich, wie schwer es der Glaube angesichts des beschriebenen Transzendenzverlustes dabei hat. Hier stehen wir für unsere persönliche Frömmigkeit und die Weitergabe des Glaubens vor großen Herausforderungen. Welche Möglichkeiten und Formen gibt es, elementare Transzendenz- und Glaubenserfahrungen anzubauen – und zwar um sie selbst zu machen als auch sie weiterzugeben? Ich nenne drei Bereiche, die es auszugestalten lohnt, weil sie solche Prozesse auslösen können: Erfahrungen in der Natur (Stichwort „Schöpfungsspiritualität“, Achtsamkeitsübungen), Kirchenmusik (im weitesten Sinne, z. B. Taizé-Lieder) und Beispiele lebendiger Spiritualität und lebendigen Glaubens. Nur die Begegnung mit „etwas Größerem“ und mit anderem Glauben kann neuen Glauben stiften.

Kommen wir nach der Gottesbeziehung zur Gemeinschaftsbeziehung, konkret: zur christlichen Gemeinde. Dazu machen wir einen kurzen Ausflug in die Exegese:

Neutestamentlich hat der Gemeindebegriff zwei Brennpunkte: die konkrete gotestdienstliche Versammlung als außeralltägliche Institution (1Kor 11,18), die Gruppenbezeichnung für alle Christusgläubigen (sehr schnell auch über die einzelne Gemeinde hinaus; 1Kor 14,23; 12,28; Mt 16,18).

Erstes sorgt dafür, dass Gemeinde nie ohne sichtbares institutionelle Gestalt stattfindet (also nie nur ein bloßes unsichtbares geistliches Geschehen darstellt), Letzteres, dass sie immer mehr ist als eine bestimmte einzelne Versammlung oder Teilgruppe (Teilkirche), sondern das ganze Volk Gottes auf Erden. Man kann beides auch mit einem paulinischen Begriff zusammenfassen: In der Einzelgemeinde (die nicht mit der Parochialgemeinde identisch sein muss) gewinnt die „neue Schöpfung“ konkrete Gestalt, sie und der/die Einzelne in ihr sind also immer auf etwas umfassend Größeres bezogen: die kommende Erneuerung der gesamten Welt durch Gott (Reich Gottes).

Ziehen wir nun die Schlussfolgerungen für unser Thema daraus:

1) Christsein ist nur in der Verbindung mit einer konkreten Gemeinde möglich (die nicht mit der Parochialgemeinde identisch sein muss). Wohl ist der äthiopische Kämmerer nach Apg 8 von Philippus nicht in eine konkrete Gemeinde getauft worden („er zog aber seine Straße fröhlich“), und wohl können gefangene Christen auch in der Isolation ihren Glauben bewahren (denken wir nur an Dietrich Bonhoeffers Briefe aus der Haft), aber beides kann nur ein Ausnahme- oder ein Übergangszustand sein.

Gelebtes Christsein kommt immer von erfahrener Gemeinschaft her und geschieht immer auf zu erfahrende Gemeinschaft hin. Ob diese Gemeinschaft nun regelmäßig oder unregelmäßig passiert, ob verbindlich oder eher locker, ob digital oder analog, ist dabei nicht entscheidend. Entscheidend ist, dass es eine Gemeinschaft im Namen Jesu ist und als solche erkennbar und erlebbar. Dafür gibt es viele Möglichkeiten – in jeder Gemeinde. Primärer (aber eben nicht alleiniger) Ort dieser Gemeinschaft ist und bleibt der Gottesdienst (in welcher Form und Gestalt auch immer) – verstanden nicht als Vortragveranstaltung mit Publikum, sondern als gemeinsame Feier des gemeinsamen Glaubens (deswegen kommt es auch nicht nur auf eine gute Predigt an).

2) Christsein ist ökumenisch – oder es ist kein Christsein. Dies muss sich auch in festen Strukturen der Zusammenarbeit und Gemeinsamkeit mit anderen Christusgemeinschaften niederschlagen.

3) Christsein ist notwendig auf die gesamte Gesellschaft bezogen, allerdings in Gestalt gemeindlichen Engagements nicht auf alle Teile derselben gleichzeitig, sondern notwendig exemplarisch und sektoral (milieuspezifisch, lebensweltbezogen) sowie „arbeitsteilig“. In Gestalt der Nächstenliebe reicht es weit über die eigene Gemeinschaft hinaus.

4) Christsein findet nicht nur in der Parochie, also in bestimmten umgrenzten Bezirken, statt, sondern auch jenseits davon – an völlig anderen oder neuen Orten (Klöster, Akademien, Citykirche, Schulgemeinde, Jugendkirche, Internet, Social Media). Die zentrale Erfahrung dabei ist diejenige der unterschiedlosen Zugehörigkeit zu Jesus Christus.

Allen Merkmalen gemeinsam ist: Es geht nicht nur darum, als Christ\*in in einer konkreten Gemeinde zu leben, sondern gleichzeitig genauso darum, das Leben in konkreten Gemeinden zu übersteigen auf eine größere Gemeinschaft hin. Deswegen werden auch die überlokalen Institutionen und Organisationsformen immer wichtiger („regionalisierte und internationale Gemeinde“, „Kirche am anderen Ort“, „digitale Kirche“).

Dies alles geschieht in der Autorität des bittenden Christus: Lasst euch versöhnen mit Gott! D. h. im Modus der Einladung im Namen Jesu Christi und mit Respekt vor der Freiheit der anderen Entscheidung in religiösen Dingen („autonome Spiritualität“). Und es hängt in keiner Weise von den Kirchenmitgliedschaftszahlen ab, sondern es ist in großen ebenso wie in kleinen Gruppen und Kreisen möglich und lebbar.

In alledem erweist sich Christsein als eine bestimmte geprägte und verbindliche „Lebensform“ (engl. „way of life“). Das heißt auch, es hat eine bestimmte, erkennbare Gestalt und ist von anderen Lebensformen deutlich unterscheiden. Christsein als Lebensform kann man vielleicht dadurch am besten zusammenfassen und im Sinne des Gesagten profilieren, dass man es mit anderen (heutigen) Lebensformen vergleicht. Christian Grethlein hat der christlichen Lebensform den *homo faber*, den *homo oeconomicus* und den *homo simultans* gegenübergestellt.

Der *homo faber* ist der rationale Techniker. Er verweigert sich jeglicher Transzendenz (ganz im Sinne meiner obigen These von der Gotteskrise); auch für Kunst und

Schönheit allgemein hat er kein besonderes Empfinden. Er hält die Welt für durchschaubar und manipulierbar; er möchte sie durch Technik beherrschen.

Der *homo oeconomicus* ist der Egoist, der immer auf seinen eigenen Nutzen und den maximalen Gewinn aus ist. Er ist der kalte Rechner; Nächstenliebe ist ihm suspekt oder allenfalls Mittel zum Zweck.

Der *homo simultans* kennt keine Verbindlichkeiten, sondern Flexibilität ist sein oberstes Gebot. Für alles Neue ist er zu haben; er ist ständig erreichbar, im Netz zu Hause, macht alles gleichzeitig und will immer mehr, und das immer schneller und effektiver, bis zur totalen Erschöpfung.

In Reinform dürfen diese Lebensformen Gott sei Dank nur selten vorkommen, und auch die christliche Lebensform hat etwas von allen dreien: Sie nutzt Technik, sie geht mit Geld und Besitz um, sie ist im Internet unterwegs und entzieht sich den Herausforderungen der modernen Lebewelt (und namentlich der Digitalisierung) nicht.

Aber doch relativiert sie alle diese Lebensformen auf eine entscheidende Weise, indem sie sie auf größere Zusammenhänge bezieht. An die Stelle der technisch-rationalen Beherrschung der Welt setzt sie eine Haltung des Empfangens von Gottes guaten Schöpfungsgeboten. Dem Besitzdenken setzt sie Ps 24,1 entgegen: „Die Erde ist des Herrn und was darinnen ist“. Der Mensch ist lediglich zum Verwalter der Erde berufen und hat seinen Besitz mit anderen zu teilen (Solidaritätsprinzip, Gebot der Nächstenliebe). Den Simultan-Menschen verweist sie auf den Geschenkcharakter des Lebens und verheißt ihm statt Geschwindigkeit und Unverbindlichkeit Gelassenheit und Festigkeit im Glauben. Die Motivation zum Handeln erwächst ihr aus der Dankbarkeit für das Geschenk des Lebens und nicht aus der Angst, etwas zu versäumen.

Abschließend ist festzuhalten, dass diese christliche Lebensform nicht nur höchste Aktualität, sondern auch höchste Attraktivität für den heutigen Menschen besitzt. Allen kirchlichen Untergangsszenarien und schwindenden Mitgliederzahlen zum Trotz ist das genau die Antwort und die Botschaft, die die Welt in den gegenwärtigen und zukünftigen Krisen braucht. Und viele *homines fabri*, *oconomici* und *simultantes* ahnen auch längst, dass es so nicht weitergeht und das Christsein als Lebensform die Lösung sein könnte. Wir müssten sie nur besser und lauter artikulieren und einladender vermitteln.

Jedenfalls gilt: Austreten ist keine Lösung. Wir können nicht aus uns selber austreten. Wir können Kirche nur bauen und die christliche Lebensform nur vermitteln, wenn wir sie selber leben und selber Kirche sind. Nur so besteht auch eine Chance, die tiefe Vertrauenskrise, in der die Kirchen sich befinden (Stichworte sind „Missbrauchskandal“ und „Reformstau“), zu überwinden. Sie lässt sich aber nur überwinden, wenn gleichzeitig auch die tiefere Krise, die Glaubens- und Gotteskrise, gesehen und angegangen wird. Ja, das scheint mir überhaupt die Voraussetzung für alles Weiteres zu sein. Und hier hilft neben allem anderen das Reden – über den Glauben und über Gott. Das Glaubensgespräch in der Gemeinde und mit anderen ist von elementarer Bedeutung. Der vorliegende Beitrag will ein Anstoß dazu sein.